

Zeitschrift: Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 51 (1999)

Vorwort: Naturgemässe Waldwirtschaft : Einleitung
Autor: Schmid, Hans

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Naturgemässe Waldwirtschaft

Einleitung

Hans Schmid

Also mag schon zu Urzeiten der homo sapiens (der weise, wissende Mensch) gesprochen haben: Du Wald warst schon lange Zeit vor uns Menschen da. Du brauchst uns nicht, aber wir brauchen Dich. Gohl schreibt noch 1973: «Der Wald ist etwas Geheimnisvolles, in seinem Wesen nicht zu Erfassendes. Die Sprache des Waldes muss erlernt werden: Sie heisst Wunder, Stille, Ehrfurcht vor etwas Unfassbarem.» Der frühe Mensch erlebte den urtümlichen Wald als etwas Ungewohntes, Bedrohliches, ja Schreckliches. Noch die Römer in den ersten Jahrhunderten nach Christus beschrieben unsere Wälder als schauerliche, schwer zugängliche und von Raubtieren bedrohte Wildnis. Nur wenige, mutige Pioniere wagten es, in dieser Wildnis sesshaft zu werden. Sie rodeten Wald und jagten Wildtiere nur soviel, wie sie zum Leben nötig hatten.

Im beginnenden Mittelalter verdrängte der homo faber, der tatkräftige Macher, den vorsichtigen weisen, wissenden Menschen. Schritt für Schritt machte er sich den urtümlichen Wald untertan. Er rodete im Grossen, schlug soviel Holz, wie er wollte. Er löschte nacheinander alle Wildtierarten aus, welche er als schadenstiftend erachtete. Fürsten und Könige liessen nur deshalb einige Urwaldflächen unberührt, weil sie dort jagen wollten. Der übrige Wald, welcher nach den grossen Rodungen verblieben war, wurde aus wirtschaftlichen Zwängen für die Nutztierhaltung und die Holzgewinnung mancherorts geplündert und verwüstet (Abb. E.3).

Mitte des 18. Jahrhunderts war dem Rodungsbedarf weitgehend Genüge getan. An die Stelle des homo faber trat der homo oeconomicus, der wirtschaftlich denkende und handelnde Mensch. Der Übernutzung der Wälder und der Holzknappheit trat er mit Forstverordnungen entgegen. Diese enthielten bereits erste Überlegungen zur Nachhaltigkeit. Katastrophale Überschwemmungen als Folge der Waldverwüstungen führten zum Erlass der eidgenössischen Forstgesetze, 1876 für das Hochgebirge und 1902 für die ganze Schweiz. Unter dem Einfluss der aus unserem nördlichen Nachbarland stammenden Reinertragslehren wurden unsere Wälder, wo es nur ging, mit Fichtenkulturen «wiederhergestellt». Vorratsaufbau war das erste Gebot, damit in absehbarer Zukunft grössere Holz mengen nachhaltig zur Verfügung stünden (Abb. E.4).

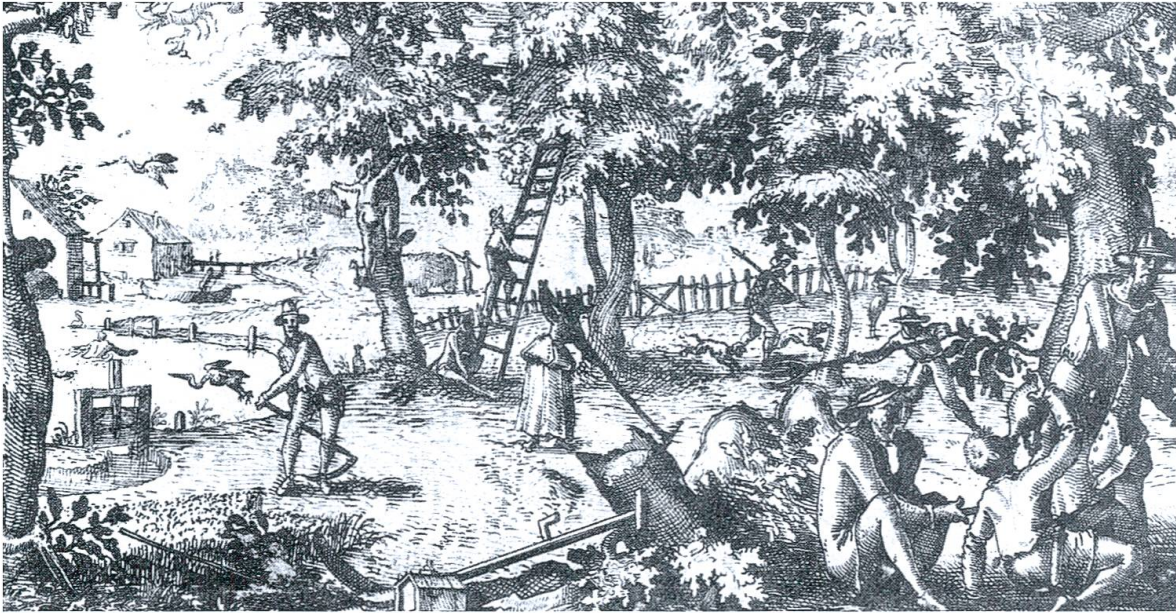


Abb. E.3: Matthäus Merian d.Ä.: Monatsbild Juni 1610. Die solothurnischen wie die mitteleuropäischen Waldungen wurden über Jahrhunderte hinweg vielfältig, intensiv und ausplündernd übernutzt: Bau- und Brennholz, Waldweide, landwirtschaftliche Nutzung usw. Kupferstichkabinett, Öffentliche Kunstsammlung Basel. Juni Blatt b der Folge: Monatsbilder 1610 (in Dietrich Meyers Stil), Radierung, Inv. 1926.11.5 (Wüthrich 17).



Abb. E.4: Fichten-Monokultur.

Was da alles vom homo faber hinterlassen wurde, freute den nachrückenden homo consumens, den auf Ertrag, Erfolg und Konsum bedachten Menschen, anfänglich sehr. Über eine lange Zeit war für ihn der Gewinn aus der Waldnutzung überaus zufriedenstellend. Er durchforstete seine Nadelholzbestände nur zurückhaltend. Sie blieben entsprechend dunkel. Das Dunkel verhinderte zuverlässig das Aufkommen von grüner Bodenbedeckung und von nachwachsenden jungen Waldbäumen. Knapp bemessene Umtriebszeiten garantierten dem Kahlschlagbetrieb die notwendigen Verjüngungsflächen für erneute Nadelholzkulturen. Doch die Natur liess sich nicht dauernd bevormunden und begann immer häufiger und immer stärker zu revoltieren. Trockenzeiten bescherten grössere Mengen billigpreisigen Käferholzes, und Sturmwinde verwüsteten immer grössere Waldflächen (Abb. E.5). Die Kielwassertheorie diente dazu, die immer lauter werdenden Eiferer für mehr Natur und Natürlichkeit auf Distanz zu halten.

Doch die Zeit für den homo consumens läuft langsam ab. Immer mehr beginnt sich der homo oecologicus bemerkbar zu machen, der Mensch mit Blick und Sinn für ökologische Zusammenhänge im Wald. Das Waldgesetz 1991 und die Waldverordnung 1992 des Bundes haben diese Entwicklung beschleunigt. Sie verlangen einen naturnahen und multifunktionellen Wald. Das neue Gesetz trägt sogar der aufkeimenden Sehnsucht nach dem Urwald Rechnung. Vom Urwald sind in der Schweiz allerdings nur noch klägliche Restflächen vorhanden. Das neue Waldgesetz erlaubt nun ausdrücklich, Wälder ohne besondere Funktionen nicht mehr zu bewirtschaften und Reservate auszuscheiden.

Warum dieser Hinweis auf den Urwald? Echte Urwälder mit ähnlichen Standorten wie im schweizerischen Mittelland und Hügelgebiet sind hauptsächlich in osteuropäischen Staaten erhalten geblieben. Sie ermöglichen uns bereits jetzt, ihre Lebenszyklen zu studieren. Dabei stellen wir insbesondere folgende Unterschiede zu unseren traditionell bewirtschafteten Kunstwäldern fest:

- Die Bäume werden höher, stärker, älter und bleiben länger gesund. Qualitätsholz wächst ohne jegliches menschliches Zutun.
- Die Zerfallsphase (Absterben der Altbäume) erfolgt in der Regel einzelbaumweise und nicht flächig.
- Für den Nachwuchs der erforderlichen Zukunftsbäume sind keine schlagweisen Verjüngungsflächen nötig. Es genügen die Lücken und Lichtschächte, welche durch das Absterben einzelner Altbäume entstehen. (Abb. E.6)

Die Schweizerische Arbeitsgemeinschaft Naturgemässe Waldwirtschaft (ANW Schweiz) lehnt sich mit ihren Grundsätzen für die Waldbewirt-



Abb. E.5: Sturmschaden.



Abb. E.6: Urwald in der Zerfallsphase.

schaftung eng an die Entwicklungsphasen der Urwälder an. Sie lässt sich von der Überlegung leiten: Was die Natur tut, kann so falsch auch nicht sein. Der traditionelle Waldbau befiehlt dem Wald, wie er sich zu entwickeln hat. Die «Naturgemässen» fragen den Wald, wie er sich entwickeln möchte. Seine natürliche Entwicklung wird nur begleitet und – soweit gewünscht – sanft gelenkt. Selbstverständlich können die reichlich vorhandenen Altersklassenwälder in unserem Mittelland nicht plötzlich in Plenterwälder des Emmentals verwandelt werden. Die waldbauliche Herausforderung besteht darin, diese Altersklassenbestände nicht auch dann stur und plangemäss zu liquidieren, wenn alternative Möglichkeiten bestehen oder bestehen könnten. Oft ist ein Weg vorhanden, die Bestände vorläufig noch besser auszunützen und dabei schrittweise in Richtung eines dauerhaften Waldzustandes zu entwickeln.

Dieses Neujahrsblatt 1999 wird zeigen, wie mit naturgemässer Waldbewirtschaftung ökologische und ökonomische Bedürfnisse in hohem Masse in Einklang gebracht werden können.



Abb. 1.1: Unermessliche Artenvielfalt im tropischen Regenurwald, Pazifik-Region von Ecuador.